

# Illustrierte Zeitung für Kleine Leute



Harneval.





## Aus der Kinderstube.

Plauderei von E. L. Säger.

„Mama,“ sagte der kleine Hans verdrießlich und legte seinen Säbel auf einen Stuhl, „ich mag nicht immer allein spielen. Alleinspielen ist langweilig. Ich möchte auch ein Brüderchen haben, wie der Paul in Langsdorf. Warum habe ich nicht auch ein Brüderchen, Mama?“

Die Mutter lächelte, strich dem geliebten Kinde die blonden Locken von der Stirn zurück und sagte:

„Du mußt den lieben Gott bitten, daß er Dir auch ein Brüderchen schenkt, wie er es dem kleinen Paul gegeben, oder ein Schwesterchen, wie der Fritz eins hat.“

„Ja, das will ich thun, Mama. Ich will ihn gleich bitten.“ Und der kleine Mann faltete die Händchen, wandte seine Augen gen Himmel und rief: „Lieber Gott, ich bitte Dich, schenke mir doch auch ein Brüderchen, oder ein Schwesterchen.“

„Aber Mama,“ sagte er dann ganz eifrig, „ein Schwesterchen, das nicht Soldat spielen kann, mag ich nicht haben. Die kleine dumme Else, Fritz's Schwesterchen, will immer nur mit Puppen spielen oder kochen, und neulich als wir Buben Krieg spielten und immer geschossen haben: „Piff, pass, piff, pass“ und mit den Säbeln gefochten und „Hurrah“ geschrien haben, da hat sie sich gefürchtet und hat geweint. Solch' ein Schwesterchen kann ich nicht gebrauchen, Mama, hörst Du wohl? Das wollen wir doch dem lieben Gott sagen.“

Die Mutter hatte ihr Wirthschaftsbuch vorgenommen und blätterte darin. Sie schien auf die letzten Worte des kleinen Hans gar nicht mehr geachtet zu haben. Der aber war an das Fenster getreten und rief:

„Sieh nur, Mama, die Engel schütten schon wieder ihre Bettchen aus. Da kommen die weißen Federchen vom Himmel heruntergeflogen, so dicht, so dicht, und unten im Garten legt sich eins an das andere; es sieht aus, als ob ein Tischtuch über den Grasplatz gelegt wäre,

damit die Vögelin darauf ihre Mahlzeit halten können.“

„Streu ihnen nur fleißig Brotkrümchen hin; die armen Vögel haben jetzt knappe Kost,“ sagte die Mutter und Hans rief:

„Ja, das will ich gleich thun! Die Klüchen-Marie soll mir ein großes Stück Schwarzbrot abschneiden; das will ich zerbröckeln und für die Vögel auf den Balkon streuen. — Mama, wann ist Weihnachten?“

„In acht Tagen, mein Kind.“

„Vielleicht schenkt mir der liebe Gott zu Weihnachten ein Brüderchen. Ich will dann auch gar kein Wiegenpferd haben — ein Brüderchen ist viel besser.“

Mit dieser Versicherung lief Hans davon, um für die kleinen hungrigen Vögel draußen im Garten zu sorgen. Er hatte große Freude daran, zu beobachten, wie sie herangeflogen kamen und ganz vergnüglich mit den Schwänzchen wackelten, während sie die Brotkrümchen aufpickten, die der Kleine für sie auf die steinerne Brustwehr des Balkons hingestreut hatte. Hanschen stand während dessen drinnen im warmen Wohnzimmer hinter der verschlossenen Glashür. Aber nicht — wie man sagt: „groß und breit“ stand er da. Das mochten die Mätzchen nicht leiden. Wenn sie den kleinen Mann hinter den Scheiben stehen sahen, dann kehrten sie allemal sogleich wieder um, ohne auch nur ein Bröckchen aufgepickt zu haben. Sie setzten nicht einmal die Füßchen auf die Brustwehr des Balkons, sondern flatterten einen Augenblick unruhig dicht über dieselben herum und ergriffen dann eiligst die Flucht.

„Sie fürchten sich vor Dir,“ hatte die Mutter gesagt. „Du mußt Dich mehr an die Seite stellen, dicht an die Wand und nur hinter der Gardine vorlugen; dann sehen sie Dich nicht.“

Das war nun ein doppelter Spaß und Hans vergaß ganz, daß er immer allein spielen müsse und kein Brüderchen oder Schwesterchen habe.

Am andern Morgen, als er die Augen aufschlug, stand sein Papa neben dem Bette. „Guten Morgen, mein lieber Junge!“ sagte er und küßte den kleinen Burschen auf die schlafrothen



Bäckchen. „Denke einmal wie hübsch das ist: der liebe Gott hat Dir in dieser Nacht ein Brüderchen geschenkt.“

Hans fuhr in die Höhe und riß die Augen groß auf.

„Weiß es die Mama schon?“ fragte er.

„Ja wohl,“ sagte der Vater, „Gott hat es ihr ja in die Arme gelegt.“

„Ach,“ seufzte Hans, „das ist nicht recht! Das Brüderchen ist ja für mich bestimmt. Ich soll es haben! Bitte, Papa, bringe es mir her; ich will gleich mit ihm spielen.“

Der Vater lächelte.

„Das geht so geschwind nicht, mein Junge,“ sagte er. „Steh nur erst auf, laß Dich artig waschen und anziehen und dann sollst Du Dein Brüderchen sehen. Aber Du mußt sehr still und folgsam sein; um des Himmels willen keinen Lärm machen, denn die Mama ist krank und hat Kopfschmerzen.“

„Freut sie sich denn nicht über das Brüderchen?“ fragte Hans.

„Gewiß freut sie sich!“ erwiderte der Vater.

„Ach, das glaube ich nicht,“ meinte Hans kopfschüttelnd. „Wenn man krank ist und Kopfschmerzen hat, freut man sich über gar nichts.“

Der Vater ging zur Kinderstube hinaus und die Amalie, das Kindermädchen, säuberte nun gründlich den kleinen Hans und zog ihm seine Tagkleider an.

„Ist denn heute Weihnachten?“ fragte das Kind dabei.

„Nein,“ sagte Amalie, „Weihnachten ist noch eine ganze Woche hin.“

„Das ist gut, — dann kann der Papa noch nach der Stadt fahren und in dem Laden einen Säbel kaufen, damit wir Soldat spielen können. Nicht wahr, Amalie, jeder Soldat muß doch einen Säbel haben?“

„Ja wohl,“ sagte Amalie, „und ein Gewehr dazu.“

„Der Offizier nicht,“ rief Hans, „der braucht nur einen Säbel zu haben. Mein Gewehr kann das Brüderchen bekommen und ich will kommandiren: Gewehr auf! Marsch!“

„Nicht so schreien!“ schalt Amalie. „Du hörst ja: Mama ist krank.“

Hans sprach von nun an im Flüsterton,

denn ganz still vermochte das kleine Plappermäulchen nicht zu sein.

Als man ihn fertig angezogen hatte, nahm ihn der Vater mit in die Schlafstube der Mutter, wo es ganz dunkel war. Das heißt, man konnte wohl ein wenig um sich herum sehen, aber die Gardinen waren doch zugezogen und die Fensterrouleaux heruntergelassen, als ob es noch Nacht draußen wäre.

Der Vater hob das Hänschen zur Mutter empor. Sie gab ihm einen herzlichen Kuß und sagte: „Nun habe ich zwei liebe, liebe Kinder. Wie glücklich bin ich doch; wie innig dankbar dem lieben Gott, daß er mich so reich gemacht hat!“

Unserm Hänschen war recht sonderbar zu Muthe. Er fand es ganz und gar nicht hübsch, daß die Mama zu Bette lag und daß Alle um sie herum, und sie selbst auch, so leise sprachen. Und dann, wo war denn das Brüderchen? Warum kam es denn nicht herzugelaufen, um dem Hans guten Tag zu sagen? Warum lachte es denn nicht und jubelte und lärmte, wie das Brüderchen vom Paul in Langsdorf? Das war immer das lustigste von allen Kindern; ein recht „durchtriebenes Bürschle“, wie die eigne Mutter es nannte; wobei sie aber über's ganze Gesicht lachte. Der Hans war doch neugierig, wie sein Brüderchen eigentlich aussähe und wo in aller Welt es stecke? Wenn er's nur suchen dürfte!

„Nun komm,“ sagte endlich der Vater, der den Hans längst wieder neben sich auf den Fußboden gestellt hatte, „jetzt sollst Du auch Dein Brüderchen sehen.“

Und er führte ihn hinter einen grünen Bettschirm an eine schöne, blankpolirte Wiege und sagte: „Schau einmal da hinein, Hans. Ist das nicht ein herziges Püppchen?“

Der Hans nickte mit dem Kopf.

„Ja,“ sagte er, „Buben spielen aber nicht mit Puppen. Diese hier könnt Ihr der kleinen Else in Langsdorf zu Weihnachten aufbauen, Papa. Der Hans möcht lieber sein Brüderchen sehen.“

„Ei, Du siehst es ja!“ sagte der Vater. „Dieser winzig kleine Mensch hier, der so süß schläft, das ist ja Dein Brüderchen.“

Hans verzog sein Gesicht zum Weinen und



rieb sich die Augen mit der umgekehrten Hand. Er hatte eine große, eine schmerzliche Enttäuschung erfahren! Solch ein Brüderchen hatte er sich ja gar nicht gewünscht! Das konnte ihm nichts, gar nichts nützen! So ein kleines schlafendes oder schreiendes Ding war doch nun und nimmermehr ein Spielkamerad, wie er ihn sich ersehnt hatte! Die Inspektorfrau drüben im Amtshause hatte gerade so ein Wickelpüppchen wie das, was hier vor ihm in der Wiege lag; von dem man nichts sah, als das Köpfchen und die kleinen dünnen Fingerchen. Mit so einem Bruder war gar nichts anzufangen, das wußte er. Der „olle Kahlkopf“ drüben bei Inspektors konnte nicht einmal wieder nicken, wenn Hans ihm freundlich zunickte. Nein, da war doch ein Wiegenpferd zehnmal besser!

Der Vater sah, daß der Hans im Begriff stand seine Bekümmerniß laut zu äußern. Er flüsterte ihm: nur in warnendem Tone zu: „Nicht weinen!“ nahm ihn ganz geschwind auf den Arm und übergab ihn der Amalie mit den Worten: „Wenn der Hans schreit, muß er drüben im Leutezimmer bleiben. Man hört vom Kinderzimmer her jeden Laut.“

Aber der Hans schrie durchaus nicht; er weinte nicht einmal. Dazu war er viel zu ärmlich. Sein Gewehr und seinen Säbel sah er gar nicht an den ganzen Tag über, — und als Amalie die Vögel fütterte und ihn aufforderte, den kleinen Thieren zuzusehen, da sagte er höchst verdrießlich: „Ich mag nicht! — Mit den Vögeln kann ich auch nicht spielen. Und die Puppe da in der Wiege, die soll die Elfe haben.“

(Schluß folgt.)

### Der furchtsame Adam.

Eine tragisch-komische Geschichte von Wilhelm Dehm.

(Schluß.)



Als Adam außerhalb des Dorfes angekommen war und den für ihn unheimlichen Wald düster und schweigend vor sich liegen sah, überkam ihn eine Furcht, die ihn beinahe veranlaßt hätte, wieder zu seinen Verwandten zurückzukehren; doch hielt ihn der Gedanke, von seinem Vetter wegen seiner Furcht ausgelacht zu werden, von seinem Vorhaben ab. In die Nähe des Waldes gekommen, mäsigte er seinen Gang auffallend, so daß ein Zuschauer glauben mußte, er suche etwas, oder er wolle umkehren. Jetzt stand er vor dem gefürchteten Walde und, da es sein mußte, so betrat er endlich todesmuthig sein geheimnißvolles Dunkel. Langsam strichen dichte, weiß-graue Nebel durch die entlaubten und hie und da einzeln stehenden Nadelholzbäume, welche letztere sich heute besonders unheimlich ausnahmen, weil sie, bald vom Nebel unsichtbar gemacht, bald entschleiert, urplötzlich in ihrer schwärzlichen Gestalt erschienen. In unbestimmten Umrissen streckten entblätterte Laubbäume die kahlen Aeste hie und da durch den immer dichter werdenden Nebel, als wollten

sie Jemand ergreifen. Das war schon etwas für unseren furchtsamen Adam, der sich, wie sein Namensvetter, gern „unter die Bäume“ versteckt hätte, wenn es nur räthlich gewesen wäre. Zögernd schritt er dahin und vermied es auf das Sorgfältigste, mit dem auf dem Wege liegenden Laub so in Berührung zu kommen, daß es ein Geräusch verursacht hätte; nichtsdestoweniger raschelte jenes manchmal mehr, als ihm lieb war. Augen und Ohren waren bei ihm in ungewöhnlicher Thätigkeit, obwohl nichts Besonderes zu sehen und zu hören war. Tiefe Stille lag über dem mit Nebel angefüllten Walde, welchen die Schatten des schnell hereinbrechenden Abends mehr und mehr in Dunkel hüllten.

Auf einmal erscholl aus der Ferne eine Stimme, wie wenn Jemand lachte; aber dieses Lachen klang so absonderlich und unheimlich, daß Adam entsetzt in die Höhe sprang und unwillkürlich halblaut sagte: „Großer Gott! was war das?“ In demselben Augenblick, als er den Sprung machte, war es ihm, als wenn Jemand auf sein Ränzchen schlänge. Ohne sich nur umzusehen, ergriff er die Flucht. Gleichzeitig hörte



er auch wieder das fürchterliche Gelächter, und diesmal ganz in seiner Nähe. Nicht wissend, was er thun sollte, kroch er schnell in ein am Wege stehendes Gebüsch. Dabei rasselte es in seinem Ränzchen, und zu allem Ueberflusse schlugen die Ruthen und Zweige so auf dasselbe, daß er vermeinte, es geschähe von Jemand hinter ihm. Das war zu viel für unsern Adam, den Angst und Furcht jetzt so vollständig beherrschten, daß er mit wunderbarer Schnelligkeit durch die Gebüschse kroch und wieder auf den Weg zurückkehrte. Aber je schneller er lief, desto mehr rumorte es auf und in seinem Ränzchen. Gern hätte er es abgeworfen, aber einige in größter Eile und Furcht gemachten Versuche mißlangen so vollständig, daß er keine weiteren mehr machte, sondern in rasender Eile auf dem wieder betretenen Wege fortrannte.

Inzwischen war es so dunkel geworden, daß er den Weg nicht mehr recht erkennen konnte, noch dazu auch bald darauf über eine quer über den Weg laufende Baumwurzel stolperte und auf die Erde fiel. Durch diesen Fall und durch das damit verbundene Rasseln war seine Angst und Furcht auf das Höchste gestiegen. Schnell erhob er sich und setzte seinen Lauf so eilig fort, als es ihm nur möglich war. So dahin laufend, erscholl das Gelächter wieder — und diesmal über seinem Haupte. Er sah aber weder über, noch hinter sich, ihm war nur daran gelegen aus dem Walde zu kommen, und so lief er fast athemlos und schweißtriefend fort und fort. Der Weg durch den Wald wollte heute gar kein Ende nehmen, obwohl er denselben nicht verfehlt hatte.

Mit einem Male trat aus dem Nebel und der Dunkelheit des Abends eine schwarze Gestalt auf ihn zu. Entsetzt ergriff ihn bei deren Anblick und mit einem Sprünge war er auf der entgegengesetzten Seite des Weges. Die schwarze Gestalt suchte Adam durch Worte zu beruhigen und zum Stehen zu bringen; aber vergebens. Er hielt keinen Stand, sondern setzte seinen Weg fort, jedoch nun langsamer als bisher; denn Furcht und Schrecken und das fortwährend schnelle Laufen hatten ihm so zugefügt, daß er nicht mehr schnell zu laufen vermochte.

Bald darauf ließ sich die Stimme seines

Vaters durch die Stille des Abends hören. Ein freudiger Schrecken ergriff Adam, als er seinen Namen rufen hörte. Weinend erzählte er nun seinem des Weges daher kommenden Vater, was ihm begegnet war.

„Das habe ich mir gedacht, daß Dir Deine Furcht wieder einmal einen Streich spielen könnte; deshalb bin ich Dir auch entgegen gegangen,“ sagte sein Vater. „Nun wollen wir zuerst einmal sehen, was es mit Deinem unheimlichen Ränzchen für eine Verwandniß hat,“ fuhr der Vater fort, und nahm es bei diesen Worten von dem Rücken seines Sohnes. In demselben Augenblicke, als er dieses that, rasselte es in demselben. Hätte Adam bei der jetzt vollständigen Dunkelheit das Gesicht seines Vaters sehen können, er würde auf demselben ein Rächeln bemerkt haben. Der Vater sprach hierauf: „Du bist also der Meinung, es hätte Dir Jemand auf Dein Ränzchen geschlagen, oder — es hätte in demselben gerasselt. Ich glaube beides auch, nur mit dem Unterschiede, daß der „Jemand“ kein lebendes Wesen war, sondern daß es Zweige und Ruthen von den Gesträuchen gewesen sind, durch welche Du in Deiner Furcht gekrochen bist. Das Rasseln in Deinem Ränzchen ist ebenfalls ganz natürlich zugegangen. Jedenfalls muß etwas darinnen sein, was jenes verursacht hat. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß einige unschuldige Nüsse den Spektakel verursacht haben. Nun, wir werden ja sehen!“ Hierauf griff er in das Ränzchen und brachte, so viel man bei der herrschenden Dunkelheit zu sehen vermochte, wirklich einige Nüsse heraus und gab sie dem Sohne in die Hand. Beinahe hätte er sich geweigert, die Gegenstände seiner Furcht in die Hand zu nehmen; doch, welcher Knabe könnte den Nüssen widerstehen, selbst wenn sie ihn vorher bis zum Tode geängstigt hätten? —

Als sich Vater und Sohn eben zum Gehen anschickten, ließ sich das schauerliche Gelächter wieder hören. Adam drängte sich an seinen Vater und ergriff dessen Hand. „So, so,“ sprach dieser, „das ist die zweite Ursache Deiner Furcht. Du hast wahrscheinlich noch nie eine Eule schreien hören. So wisse denn, daß der so eben vernommene Schrei, der sich wie ein Gelächter anhört, von der Nachtule herrührt,



die in der Dämmerung und auch in der Nacht ihrer Nahrung nachgeht. Daß Du bei diesem widerlichen Geschrei erschrocken bist, nehme ich Dir weniger übel; denn es sind schon andere Leute, als Du, darüber erschrocken, obwohl der Schrei nichts Schreckliches bedeutet, wie abergläubische Menschen meinen."

"Aber der schwarze Mann, der mir kurz vorher im Walde begegnet ist!" sagte Adam hierauf zu seinem Vater. "Der," erwiderte dieser, "war der Schornsteinfeger von S., welcher heute Nachmittag die Kamine in unserm Dorfe reinigte und den ich kurz vor mir in den Wald gehen sah. So, nun wären alle Gegenstände Deiner Furcht erlebtigt und zwar, wie ich annehmen darf, gewiß zu Deiner Zufriedenheit. Du siehst aus diesen Vorfällen, wie wenig Ursache Du hattest, Dich zu fürchten, wie nützlich und gut es ist, sich zu unterrichten und zu be-

lehren, namentlich in solchen Dingen, die uns noch unbekannt sind. Wir werden dann finden, daß das, was uns geheimnißvoll und räthselhaft erscheint, ganz natürlich zugeht."

Als Beide dem Hause zugehen, sagte Adam zu seinem Vater: "Lieber Vater, sage meinen Geschwistern nichts davon, daß ich mich so gefürchtet habe, sie würden mich sonst auslachen." "Nein," erwiderte der Vater, "sie sollen erfahren, was Dir begegnet ist, damit auch sie schon jetzt einsehen, wie unklug es ist, vor jedem ungewohnten Geräusch und Geschrei auf und davon zu laufen."

Adam wurde von seinen Geschwistern nicht ausgelacht; sie machten vielmehr bei der Erzählung der Geschichte ganz ernsthafte Gesichtser — wohl der schlagendste Beweis dafür, daß auch sie davon gelaufen sein würden, wenn ihnen Aehnliches passirt wäre.

### Fürbitte.

Von F. Töpfer.

(Zu dem Bilde Seite 112.)



Da sitzt er nun endlich hinter Schloß und Riegel im Gefängnisthurm der kleinen, aber freien Reichsstadt ....ingen. Lange haben die ehrbaren Väter der Stadt seinen lecken und muthwilligen Streichen durch die Finger gesehen, weil sein Arbeitsherr, der ehrenfesteste Klüppermeister Leberecht Drosting, immer wieder dergleichen Sachen den Herren in einem milderen Lichte zu zeigen verstand, wenn dieselben sich allabendlich zu ihrem gewöhnlichen Trunk bei ihm einfanden. Drosting pflegte in solchen Fällen eine besonders gute Sorte des edlen Nebenfastes vorzusetzen, nur zur Probe, wie er sagte. Sah er dann, wie köstlich der edle Wein den Gästen mundete, so brachte er geschickter Weise das Gespräch auf den Uebelthäter, der als erster Gesell bei ihm arbeitete, zeigte auch mancherlei Handwerksstücke, welche dessen kunstfertige Hand zuwege gebracht hatte, lobte seine Unverdorrenheit und Gutwilligkeit u. s. w., so daß die Herren schließlich versprachen, in der

Rathssitzung ein gutes Wort für den jungen Menschen einzulegen zu wollen und dafür zu stimmen, daß ihm diesmal noch, aber ja nur diesmal, für seine verübten Tollheiten bloß ein Verweis zutheil werden solle.

Dieser junge Gesell, Amthor geheißten, weil er als zweijähriges Kind an einem Thore der Stadt gefunden worden war, und den wahrscheinlich eine jener zuchtlosen Banden, welche während des dreißigjährigen Krieges allenthalben umherzogen, bei Nacht dorthin gebracht hatte, war als Pflegling der Stadt zu einem prächtigen Burschen herangewachsen, der eine ganz unbändige Kraft in seinen Gliedern besaß. Bei aller Gerechtigkeit zu losen Streichen besaß er nichtsdestoweniger ein hohes Rechtsgefühl. Aber gerade dieses, verbunden mit einem leicht aufbrausenden Sinne, verwickelte ihn oft in schlimme Händel, bei denen die Gegner die Kraft seines Armes nur allzusehr fühlen mußten. So hatte er auch, es war gerade am Sonntage Oculi des Jahres 1644, den Sohn des hochwohlwollenden Bürgermeisters,



einen eiteln und dünkelfhaften jungen Menschen von schlechtem Charakter, auf der Stelle niedergeschlagen, als dieser einen alten blinden Bettler schändlicher Weise zum Narren hatte. Diese That sollte dem jungen, heißblütigen Manne aber nicht so hingehen. Auf Befehl des sehr erzürnten Bürgermeisters, dem man den Sohn ohnmächtig heimgebracht hatte, wurde Amthor gefesselt in den Thurm zur Haft gebracht und dieselbe dadurch verschärft, daß nach je drei Tagen ein Fasttag eingeschaltet wurde. Als der erste Fasttag herankam und im Schließersstückchen der Tisch zum Mittagessen bereits gedeckt war, da gedachte des Schließers Tochter des armen hungernden Gefangenen. Erfüllt von Mitleid wandte sie sich an den Vater mit der Bitte, ihr doch zu gestatten, daß sie dem Küpergesellen etwas Kost bringen dürfe. (Siehe das Bild.) Der gewissenhafte Schließer sträubte sich zwar lange gegen solches Ansinnen, aber endlich gab er doch seine Einwilligung dazu, daß Amthor mit Speise und Trank gelabt wurde. Und es war gut so. Denn noch am selbigen Tage erschien plötzlich vor der Stadt ein Haufe Kriegsgesinde, welches sich sofort anschickte, die nur mäßig hohen Mauern zu ersteigen und sich der Stadt durch einen Handstreich zu bemächtigen. Die Alarmglocke rief die Bürgerschaft zu den Waffen und in den Straßen erscholl der Schreckensruf: „Feindio! Feindio!“ Auch der Schließer wappnete sich, öffnete auf eigene Verantwortung die Kerkerthür des Küpergesellen und gab diesem einen Zweihänder\*) nebst einer Eisenhaube. Beide liefen dann

vom Kerkerthurme aus nach der nahe gelegenen Stelle der Mauer, wo das feindliche Kriegsvolk den Graben durchwatet und die Leitern angesezt hatte. Ein riesiger Schwebd wollte eben die Mauerkrone besteigen, als auch schon der schnellfüßige Amthor zur Stelle war und mit einem Streiche den Feind tödtete. Der Riese stürzte die Leiter hinab und riß im Falle die hinter ihm Aufsteigenden mit hinunter. Bald war die gesammte Bürgerschaft an der bedrohten Stelle und sandte aus schweren Hakenbüchsen den Tod in das feindliche Kriegsvolk. Als dieses erkannte, daß ihm die Ueberrumpelung der Stadt völlig mißlungen war, zog es schleunigst wieder ab, denn nach einer ordentlichen Feldschlacht oder einer Belagerung stand der heutelustige Sinn dieser verwahrlosten Mannschaften durchaus nicht.

So war demnach durch einen einzigen, glücklich geführten Streich das Leben vieler Menschen und die Stadt selbst gerettet worden und sollte dies dem tapfern Küper nicht vergessen werden. Vor allem Volke umarmte der Bürgermeister den muthigen Gefellen und rief ihn zum Bürger der Stadt aus. Als solcher erlaubte sich Amthor niemals wieder eine unbedachte Handlung. Er übernahm die Küperwerkstatt seines väterlichen Freundes Drosting, welcher sich nur noch mit den Kellereien und der Pflege des darin lagernden Weines befassen wollte. Des Schließers Töchterlein aber hat sich der junge Küpermeister Amthor gar bald als liebes Ehegemahl heimgeholt.

## Eitelkeit und Einfachheit.

Von Ernst Lausch.

Sag', Schwester, ist es nicht recht schön,  
Wenn so die Leute staunend stehn  
Und uns bewundern? Siehst Du nicht  
Ganz deutlich, daß man von uns spricht?  
Nur kann ich es noch nicht ergründen,  
Was sie an Dir zu loben finden.

Wer sagt denn, daß der Spruch der Leute  
Für allebeide Lob bedeute?

Sie sprechen: „Seht, gleicht sie genau  
Nicht einem stolzgespreizten Pfau?  
Die Schwester Einfachheit daneben!  
Kann's etwas Angenehm's geben?“

\*) Eine wuchtige Hiebwaſſe von beſonderer Schwere und langem Griff, den man mit beiden Händen erfaffen mußte, um das Schwert ſchwingen zu können.





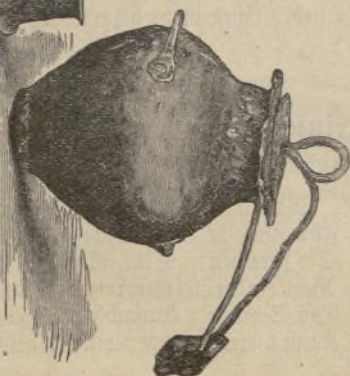
Siegeltung.



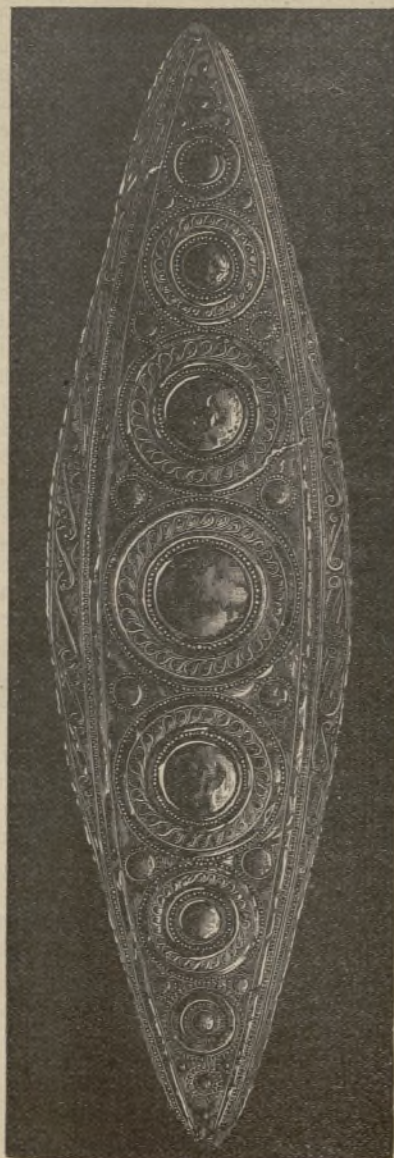
(Siehe S. 105.)



Erdbene Gefäß.



Erdbene Fladen.





## Mein kleiner Findling.

Von Cäcilie Mölte.

Da gehe ich vorhin in Wetter und  
Graus,  
Leis' hör' ich ein jammerndes Rufen;  
's war dort bei dem alten letzten  
Haus,  
Dallang's von den steinernen Stufen.

Neugierig bückt' ich mich nieder  
gleich,  
Was war's? Ein verlassenes Käts-  
chen;  
Ich bettete es auf dem Kusse weich:  
„Komm armes, frierendes Schätz-  
chen!“

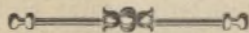
Wie thust du mir leid, bist ja  
so allein,  
Sie setzten dich aus auf die Gassen;  
Komm Kätschen, sollst nun mein eigen  
sein,  
Ich will dich niemals verlassen!

Vertraulich riefst du mich hin zu  
dir,  
Nun bist du auch bei mir geborgen,  
Ich will dich, du kleines, verlassenes  
Thier,  
Wie eine Mutter versorgen.

Schaut nur, wie mein Kätschen schon saugt  
und schleckt,  
Wohl bekomm's Miez, da lecke und nasche!



Die süße Milch dir wohl köstlich schmeckt?  
Halt selbst mit den Pfötchen die Flasche!“



## Aus dem Lande der alten Griechen.

Von E. Wiehner.

(Zu den Abbildungen Seite 101.)



Die Helden der Burg Mykenä.  
Vor langen Zeiten lebte in Grie-  
chenland ein König mit Namen  
Perseus, der war ein Sohn  
des großen Gottes Zeus und der  
Danae, einer Enkeltochter des  
Königs Danaus. Der König

Perseus zog im Lande Argos umher und kämpfte  
mit wilden Thieren und bösen Menschen, welche  
hier haufeten. Zuletzt erschlug er die Medusa,  
welche auf ihrem schrecklichen Haupte statt der  
Haare Schlangen hatte und bei deren Anblick  
Menschen und Thiere vor Schreck sich in Stein  
verwandelten. Als das Scheusal erschlagen  
war, entsprang aus seinem Blute das berühmte



geflügelte Roß Pegasus, das den Perseus zu allen seinen Wunderthaten trug.

Nach der Befreiung seines Vaterlandes erbaute Perseus sich die Burg Mykenä im Lande Argos, in welcher er und sein berühmtes Geschlecht in hohen Ehren herrschte. Von dieser gewaltigen Burg steht noch bis auf diesen Tag eine große Ruine, das Löwenthor genannt.

Ueber den zwei mächtigen Seitenpfeilern liegt ein Steinblock von 5 Meter Länge und 2 Met. Höhe. Es ist gar nicht erklärbar, wie in jenen Zeiten (1500 Jahre v. Chr. Geb.) die Menschen im Stande waren mit ihren schlichten Werkzeugen diese Steine so kunstvoll zu bearbeiten und dann in die Höhe zu heben. Oberhalb des Steinblockes befindet sich eine dreieckige Maueröffnung, in der eine große Platte von Kalkstein eingefügt ist, welche Bildhauerarbeit zeigt. Auf der Mitte der Platte steht rechts und links eine sich oben erweiternde Säule, an deren Seite sich eine in Stein gehauene aufrecht stehende Löwin befindet. Die Köpfe dieser Monumente fehlen jetzt. Das ist eine kurze Beschreibung des Thores der Burg zu Mykenä.

In der Unterstadt sind noch die Ueberreste des „Schatzhauses des Atreus“ vorhanden. Es ist ein unterirdisches Gebäude, in einen flachen Hügel der untern Stadt Mykenä hineingebaut. Man hatte zu dem Zwecke den Hügel ausgegraben und auf der Sohle des ausgegrabenen Raumes einen Ring von wohlbehauenen und genau zusammenpassenden Werkstücken ausgelegt, darüber einen zweiten, dritten u., jeder obere

Steinring ragte über dem unteren nach innen vor, so daß sich allmählig ein bienenkorbartiges Rundgewölbe bildete. Zu diesem Gewölbe führte von Außen ein Thor, dessen Oeffnung ein Stein von 9 Meter Länge spannt; an den Pfosten dieses Thores standen halbrunde Säulen aus Marmor. Durch das Thor trat man in den großen Kuppelbau hinein, dessen Steine noch

heute in wohlgefügter Ordnung zusammenschließen. Die innern Wände waren von unten bis oben mit angehefteten Metallplatten bekleidet, welche, glatt polirt, namentlich bei Fackelscheine dem großen Raume einen außerordentlichen Glanz verleihen mußten. Eine tiefe Felskammer, welche an das Kuppelgewölbe anstößt und den innersten Theil des ganzen Gebäudes bildet, enthielt, wie wir



Goldplatte.

annehmen dürfen, die geheiligten Ueberreste der Fürsten, während der Rundbau dazu benutzt wurde, die Waffen, Wagen, Schätze und Kleinodien derselben aufzubewahren. Darum wurde auch der ganze Bau mit Erde bedeckt, so daß bei äußerem Ueberblicke der Gegend Niemand unter den Gräsern des Hügels den in der Tiefe ruhenden Königsbau ahnte.

Die Nachkommen des Perseus waren berühmte Helden. Unter ihnen steht Agamemnon, der hohe Führer der griechischen Fürsten und Völker im Kampfe gegen Troja, oben an. Als sich im Hafen von Aulis die griechischen Schiffe versammelt hatten, erhob sich ein ungünstiger Wind, der das Auslaufen verhinderte. Da verkündete Kalchas, ein Priester, daß die



Götter den Griechen zürnten und nur die Opferung der Iphigenia, der Tochter Agamemnons, die Götter versöhnen könne. Mit schwerem Herzen willigte der betrübte Vater ein, aber die Göttin Artemis erbarmte sich der Jungfrau und führte sie am Abende vor der Opferung in einer Wolke in das ferne Land Taurien (Halbinsel Krim) und stellte an die Stelle der Jungfrau eine Hirschkuh, welche denn auch geopfert wurde.

Agamemnon führte mit den Helden Griechenlands viele Jahre vor Troja Krieg und erlegte noch den Fall dieser festen Stadt. Seine Gattin, Klytämnestra, hatte ihn während seiner Abwesenheit treulos verlassen und Agisthus, mit dem sie sich vermählt, erschlug den Agamemnon meuchlings bei seiner Heimkehr. Orestes, der Sohn des Agamemnon, süßte die Schmach, die seinem Vater widerfahren war, führte die Iphigenia zurück und erwarb Sparta, so daß er in der Burg Mykenä über ein großes Reich herrschte. Als 1000 Jahre nach diesen Ereignissen die großen griechischen Helden Miltiades, Pausanias, Aristides und Cimon das gewaltige Perserheer schlugen, da stand Mykenä fest und treu an der Seite des Vaterlandes, während das selbstsüchtige Argos, dem Mykenä unterthan war, sich auf die Seite der Perser stellte. Argos wollte Mykenä zwingen, den Persern auch zu dienen. Da erhoben die Bürger zu Mykenä die Waffen und kämpften wider Argos. Leider unterlagen sie und ihre Stadt ward mit der stolzen Burg im Jahre 463 v. Chr. Geb. zerstört.

In unsern Tagen befindet sich daselbst ein Deutscher, Heinrich Schliemann, mit seiner Gattin, welcher auf den Trümmern von Mykenä Ausgrabungen machen läßt. Er hat dieselben am Löwenthor begonnen, doch in den vordern Gebäuden nichts von Bedeutung gefunden. Glücklicher war er in den Königsgräbern. In der Mitte der Rundbauten, deren Zahl sich auf fünf beläuft, ist unter den menschlichen Gebeinen eine bedeutende Menge Schätze an Gold und Silber, geschnittenen Steinen, Waffen und Rüstzeug gefunden worden. Die in dieser Beschreibung gegebenen Abbildungen sind: 1) ein goldenes Diadem, gefunden auf dem Kopfe eines Körpers im dritten Grabe; 2) ein Deckelchen eines Siegelringes aus dem vierten Grabe; 3) ein Goldblatt aus dem dritten Grabe; 4) goldene Gefäße aus dem dritten Grabe. Die Freude des Herrn Schliemann ist bei diesen Funden unbeschreiblich groß gewesen. Frau Schliemann rief aus, als ihr der Siegelring gezeigt ward: „Diesen Ring muß Homer (der Dichter des trojanischen Krieges) gesehen haben!“ Das Diadem oder Stirnband hielt man für den Schmuck, den einst die Klytämnestra oder eine andere Fürstin der Burg Mykenä getragen habe. Wer kann dies behaupten? — Für uns ist es genug, daß mit diesen aufgefundenen Gegenständen der Beweis geliefert ist, daß die Erzählungen von den großen Helden auf der Burg Mykenä auf Wahrheit beruhen, denn die goldenen Gefäße und Schmucksachen in den Gräbern weisen auf hohe, reiche und erhabene Herrscher hin, welche hier zur Ruhe gebracht worden sind.

## Karneval.

Von L. Bier.

(Zu dem Bilde Seite 96.)



Unser Bild versetzt uns mitten in das fröhliche Treiben des Karnevals, eines Festes, bei welchem Scherz und Humor das Scepter führen, die Schalksnarren sich in den Dienst des Prinzen Karneval stellen und Ihrer allernärrichsten Hoheit, der Frau Prin-

zessin Karneval, Huldigungen aller Art darzubringen bemüht sind. Die Hand auf's Herz gelegt, als Zeichen treuinniger Ergebenheit, überreicht Harlekin der Prinzessin einen Blumenstrauß, der mit einem breiten, flatternden Bande umwunden ist, mit der Versicherung seiner devotesten, narrenhaften Unterthänigkeit, um sich



darauf wieder in das Maskengewühl zurückzuziehen und mit Pritsche und Schellentappe seines Amtes zu warten.

Schon in den Zeiten des Mittelalters pflegte man in den Tagen, welche der strengen Fastenzeit vorangehen, allerlei Scherz, Mummanzereien und Fastnachtspiele zur Ausführung zu bringen, bei welchen der Hanswurst (in Italien der arlequino) die Hauptrolle spielte. Letzgenannte Spiele waren übrigens für Deutschland die ersten Anfänge der Bühne, auf welcher sich denn auch bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts die Figur des Hanswurstes als Hauptspaßmacher behauptete.

Der glänzendste Karneval war ehemals derjenige zu Rom, und erst in zweiter Reihe stand der Karneval von Neapel. Seitdem aber in erstgenannter Stadt die weltliche Herrschaft des Papstes, und in der letzterwähnten die Herrschaft der Bourbonen aufgehört hat, ist nach und nach der Glanz des Festes geschwunden, und endlich hat man dasselbe ganz fallen lassen.

Ehemal konnte die neapolitanische Jugend singen:

Der Karneval, wär' er ein Ehrenmann,  
Drei-, viermal kün' er im Jahre dann,  
Doch leider taugt er nichts, der Karneval,  
Kommt dummerweis' im Jahr ein einzig Mal.

Nun, auch mit diesem einem Male ist es dort vorbei, denn die Zeiten sind andere und die Gelder knapper geworden.

In Deutschland ist es vor allem Köln (das deutsche Rom, wie man zu sagen pflegt), welches den Karneval noch in Ehren hält und in althergebrachter Weise feiert.

„Das Fest zerfällt in zwei Abtheilungen: in die Vorbereitungen und in die Ausführung selbst. Am Neujahrstage versammeln sich die Anhänger des Karneval und wählen einen Vorstand, der das ganze Fest zu arrangiren hat. Darauf folgen, gewöhnlich Sonntags, Generalversammlungen, gehalten in einem mit allerlei komischen Bildern und Emblemen decorirten Saale. Jedes Mitglied erscheint in einer bunten Schellentappe. Berathungen jokoser Art werden gepflogen. Wit und frohe Laune ist tonangebend. Die Rednerbühne ist ein hohes Faß. Die ersten Behörden der Stadt werden zu Ehrenmitgliedern ernannt, zuweilen auch Damen der Zu-

tritt gestattet. So bereitet man das Fest vor, während die Maskenanzüge angefertigt, Wagen ausgeschmückt und bei den Damen der Stadt Blumen gesammelt werden, um damit den Wagen des Hanswursts zu decoriren. Sonntag vor Fastnacht findet die letzte Generalversammlung statt, zu welcher sich die Theilnehmer in einer sogenannten Kappenfahrt, d. h. in ungeheuren Zügen zu Wagen und zu Pferde begeben. Niemand ist maskirt, höchstens sind falsche Bärte und Nasen angelegt, wohl aber trägt ein Jeder die Narrenkappe auf dem Kopfe.

Der darauf folgende Montag ist der Hauptfesttag. Die maskirten Mitglieder versammeln sich auf den verschiedenen Plätzen der Stadt, besonders auf dem großen Paradeplatze, um sich zum Zuge zu ordnen.

Währenddem wogt in den Straßen, durch welche der Zug führen wird, eine große Menschenmenge, die Fenster sind dicht mit Zuschauern besetzt. Alles ist voll Erwartung und Fröhlichkeit.

Endlich naht der Zug. Musikchöre in komischer Uniform, z. B. als Bauermägde verkleidete Husaren zu Pferde, eröffnen und unterbrechen den Zug. Die Theilnehmer erscheinen theils zu Fuß, theils zu Pferde, oder stehen auf Wagen. Ungeheure Gerüste, Thürme, Altwelbermühlen, wackelige Häuser mit allerlei komischen Firmen u. dergl. ruhen auf Lastwagen und werden von kräftigen Gespannen vorübergezogen. Die Maskenanzüge sind oft prächtig und kostbar, die Gesichter sind frei und zeigen durchgängig ungeheure Heiterkeit. Nicht selten haben sich Gesellschaften zusammen gethan, um irgend eine Sage u. dergl. darzustellen.

Neben sehr schönen Masken sieht man auch solche, welche zerrissene und zerschlossene Kleider und Hüte von ganz unmöglich gewordener Form tragen, doch stecken gerade in solchen Anzügen nicht selten die feinsten und vornehmsten Personen der Stadt. Gemüthlichkeit ist die Losung bei all' diesem Treiben. Der Ausspruch: „Gee, los Gee elan!“ (Narr, laß den Narren vorbei!) ist in Aller Munde. Alles schreit, singt, lacht, jubelt, stößt, drängt, tanzt und wird des tollen Treibens nicht müde bis zum Abend. Die Damen sehen solchem Treiben nur von den Fenstern aus zu. Wagt sich aber eine oder die andere



über die Straße zu gehen, so nimmt die Neckerei kein Ende, Hunderten muß sie eine Hand geben, oder irgend ein Lumpaci-Vagabundus mit beschmierem Gesicht bietet ihr zudringlich den Arm an. Nur im langsamen Schritt dürfen Fuhrwerke und Reiter die Straßen passiren.

Mit dem hereinbrechenden Abende schwindet das Gedränge und der Besuch der Maskenbälle, Montag im Gürzenich, Dienstag im Theater,

beginnt. Auch hier bewegt sich Hoch und Niedrig im bunten Gemisch durcheinander. An zweitausend Masken bilden ein dichtes Gewühl. Auch hier lacht, tanzt und springt Jeder, wie er will und mag. Erst der helle Morgen treibt die Letzten nach Hause.

Am Aschermittwoch hat Alles ein Ende und der Ernst des Lebens tritt wieder in seine Rechte ein."



### Aschermittwoch.

Von G. Jaquet.

It diesem Namen belegt der Kalender denjenigen Mittwoch, der zunächst auf den „Sonntag Estomihi“ folgt; welchen Namen der siebente Sonntag vor Ostern nach den Anfangsworten eines alten lateinischen Gesanges führt, der an ihm seit vielen Jahrhunderten schon in den Gotteshäusern der abendländischen oder römisch-katholischen Kirche angestimmt wird. Dieser Gesang beginnt nämlich mit der Bitte: „Sei mir (lateinisch: „Esto mihi“), Gott, gnädig!“ Von diesen Eingangsworten nun rührt die Benennung dieses Sonntags, die er auch in der protestantischen Kirche führt, her.

„Woher nun aber stammt“ — werden meine lieben wißbegierigen Leser fragen — „der absonderliche Name des auf diesen Sonntag folgenden Mittwochs?“ Nun: er rührt von einem, in der römisch-katholischen Kirche schon seit mehr denn tausend Jahren üblichen Gebrauche her. In dieser wird nämlich an dem gedachten Tage, der hier als ein kleinerer oder halber Feiertag gilt, vor dem Beginne des Gottesdienstes ein Häufchen Asche zur Kirche gebracht und auf dem Altare — wo mehrere Altäre im Gotteshause vorhanden sind, auf dem vornehmsten derselben — niedergelegt und von dem die kirchliche Feier leitenden Geistlichen — durch Gebet, Besprengung mit Weihwasser und dreimaliges Bekreuzen „im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“ — geweiht. Wenn dieses geschehen ist, legt der die

Weihung vorgenommen habende Priester zunächst sich selbst, dann auch den andern beim Gottesdienste ihm hilfreiche Hand leistenden Personen ein wenig Asche auf Stirn und Haupt, und schließlich streut er solche auch auf die Köpfe der übrigen im Gotteshause zur Andacht versammelten Personen aus. Er thut Solches, indem er dabei die Worte spricht: „Memento, quod cinis es et in cinerem reverteris,“ welche (lateinische) Worte zu Deutsch heißen: „Sei eingedenk, daß Du von Asche — hier gleichbedeutend mit „Staub“ — bist und der-einst wieder zur Asche zurückkehrst!“

Dies die kirchliche Sitte. Forschen wir nun: was sie bedeutet und wie sie sich in der christlichen Kirche eingebürgert hat?

Die Asche wird, als das Erzeugniß eines Verbrennungs- resp. Verwesungs-Prozesses, von den meisten ganz oder auch nur halbwegs gebildeten Völkern — und zwar nicht blos der Jetztzeit, sondern auch schon des Alterthums — als Sinnbild der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge betrachtet. Da nun aber der Gedanke an diese allgemeine, auch uns erwartende, Vernichtung wohl geeignet ist, Empfindungen der Trauer und Reue im menschlichen Gemüthe wach zu rufen, so herrschte schon längere Jahrhunderte vor Christi Geburt bei dem „ausgewählten Volke Jehovahs“, den Israeliten, der Gebrauch, sich an gewissen Festen den Kopf mit Asche zu bestreuen („einzuäschern“); und galt dies Bestreuen ihnen als ein Zeichen der Trauer, Reue und Buße. Von ihnen ist diese Sitte dann in die christliche Kirche des Abend-



landes (d. h. West- und Südeuropas und des nordwestlichen Afrika), die ja von jeher ebenfalls auf Vereuung der Sünden und Buße großes Gewicht legte, übergegangen. In dieser Kirche kam sie zuerst, und zwar bereits am Schlusse des sechsten oder im Beginne des siebenten Jahrhunderts, in Italien auf und verbreitete sich von hier aus allmählig auch nach anderen dem römisch-katholischen Glauben anhängenden Ländern; zunächst, wie es scheint, nach dem — heutzutage zwar fast ganz mohamedanischen, damals aber fast durchweg christlichen — Nordwesten von Afrika. In Deutschland kam das „Einäschern“ erst erheblich später im Gebrauch. Nämlich erst zur Zeit Karls des Großen, welcher bekanntlich von 768—813 über Frankreich und (zumal nach Unterwerfung der heidnischen Sachsen) einen ansehnlichen Theil des heutigen Deutschen Reiches herrschte und manche, bis dahin im Frankenreiche noch unbekannte, römische Kirchengebräuche in diesem zur Geltung brachte.

War nun auch zur Zeit der ersten Kreuzzüge das Einäschern am Mittwoch nach dem Sonntage Estomihi ein bereits Jahrhunderte alter und allmählig in so ziemlich allen katholischen Ländern Europas üblich gewordener, so war es doch immer noch ein der päpstlichen Bestätigung entbehrender Gebrauch. Erst Papst Cölestin III. ertheilte ihm solche im Jahre 1191

und machte damit denselben zu einem Gesetz für die ganze römisch-katholische Christenheit. — Daß man aber den Akt des Einäscherns auf den mehrgedachten Mittwoch verlegte, hat seinen Grund darin, daß mit diesem Tage das große, dem Ostersfeste vorangehende vierzigtägige Fasten anhebt, welches die römische Kirche ihren Angehörigen zur Pflicht macht. Als Einleitung zu dieser langen Bußzeit erscheint somit die Wahl dieses ernstester Betrachtung gewidmeten Tages ganz geeignet.

Die griechische Kirche — d. h. diejenige, zu welcher sich die christlichen Völkerschaften des Morgenlandes und die Russen bekennen — kennt die Ceremonie der Einäschung nicht. Doktor Martin Luther und die andern Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts haben sie, als etwas Aeußerliches und eine nur auf menschlicher Anordnung beruhende Einrichtung, verworfen; doch wird auch der gläubige Protestant wohl gern zugeben, daß diesem katholischen Brauche ein tiefer, zum Herzen sprechender Sinn beivohnt. Uebrigens hat sich noch in verschiedenen, darunter auch in vorwiegend protestantischen Gegenden in Deutschland von früher her als Kinderfeste das Abkehren des Bürgersteiges und der Hausflure mit grünen (Nadelholz-) Zweigen durch Knaben und Mädchen am Aschermittwoch erhalten.

## Frida, die kleine Nässherin.

Von Ernst Lausch.



ist Frida nicht ein ganz hübscher Name? Könnte Klein-Fridchen nicht auch ein ganz hübsches und artiges Mädchen sein? Gewiß, aber es ist doch nicht so. Hört nur, was ich von Klein-Fridchen weiß.

Vor einigen Tagen wollten Frida's Eltern auf's Land fahren und den Onkel besuchen. Klein-Fridchen aber sollte zur Strafe nicht mit, weil es schon wieder ungehorsam gewesen war und genascht hatte. Das

Naschen ist doch ein so arges Laster, aber dennoch konnte es das kleine Mädchen nicht lassen, obgleich es von der Mama schon oft gewarnt, ermahnt und selbst gestraft worden war. Frida hatte zwar stets versprochen, sich bessern zu wollen, aber sie hatte auch stets ihr Versprechen wieder vergessen, und jetzt hatte sie gar von der Torte, welche die Mama zu Großvaters Geburtstag hatte backen lassen, die ganze Verzierung herunter genascht. Zur Strafe dafür sollte nun das Mädchen nicht mit zum Onkel fahren. Als aber die Pferde angespannt werden



und Papa und Mama sich reisefertig machten, da fing Klein-Frida bitterlich an zu weinen und zu bitten, und gab dem Papa und der Mama so gute Worte und versprach, daß sie sich nun ganz gewiß bessern und nie wieder naschen wollten, Papa und Mama möchten ihr nur noch diesmal verzeihen und sie mitnehmen.

„Gut,“ sprach der Papa, „mach’ Dich schnell fertig, Du sollst mitfahren, aber ich will sehen, ob Du auch Wort halten wirst.“ Da sprang die kleine Frida voller Freude davon, die Mama war ihr beim Ankleiden behilflich, und bald saß sie in vollem Staat neben den Eltern im bequemen Reisewagen und freute sich, wie die Pferde so munter ausgriffen.

Auf des Onkels Landgute gab es für Fridchen in Haus und Hof und Garten viel zu sehen, und bald war das kleine Mädchen so heiter geworden, als ob am Morgen nichts geschehen wäre. Nach Tische wollten Papa und Mama mit Onkel und Tante einen Spaziergang machen und die kleine Frida sollte auch mitgehen, aber da sie ihr Strohhütchen abgenommen hatte, so mußte sie noch einmal nach der Stube zurücklaufen, um es zu holen. Da sah sie auf dem Tische ein Körbchen mit reifen Birnen stehen, welche bei der Mittagstafel übrig geblieben waren. Weil Niemand in der Stube war, so ergriff das Mädchen schnell eine rothbäckige

Frucht und biß hinein. Aber mit einem plötzlichen lauten Schrei warf es dieselbe wieder von sich und spuckte das Abgebissene auf die Erde. Eine Wespe, welche durch das offene Fenster in die Stube gekommen war, hatte in der Frucht geseffen und Klein-Fridchen in die Zunge gestochen. Das kleine Thierchen also hatte das Mädchen für seine Naschhaftigkeit sofort und zwar ganz empfindlich gestraft. Nun weinte und schrie das Kind gewaltig, daß es die Eltern hörten und schnell herbeikamen. Was mögen die wohl gesagt haben? Gefreut haben sie sich gewiß nicht. Ich weiß nur, daß der Papa sehr schalt und sagte: „Frida, wenn wir nach Hause kommen, so hast Du noch eine Strafe zu erwarten.“ Welche Strafe Klein-Fridchen zu Hause getroffen hat, weiß ich nicht. Aber die Zunge wurde dem Mädchen von dem giftigen Wespenstiche sehr dick und blieb einen ganzen Tag lang stark angeschwollen, daß es nicht essen und nur undeutlich und mit großen Schmerzen sprechen konnte. Dazu hatte es sich und den Eltern die Freude verdorben und mußte sich vor sich selbst, vor Onkel und Tante und vor den Eltern schämen.

Ob sich Klein-Fridchen nun bessern wird? Wir wollen es hoffen. Der kleine Denkspruch bleibt aber doch wahr, merkt in Euch:

„Nascht nicht, Kinder, laßt Euch ratheren,  
Naschen bringt Euch Schimpf und Schaden.“

### Charade.

Von Louise Bernick.

Hast Du von den ersten Weiden  
In den Büchern Kleeze,  
Gibt es wohl die letzten Weiden,  
Kleine, wilde Heze!  
Drum gebrauch’ das Ganze stink,  
’s ist zumeist ein niedlich Ding.

### Auflösungen der Geographischen Räthsel und Räthselfragen in Nr. 5:

1. Würdlingen (Stadt in Schwaben und Neuburg, im sogenannten Ries; 7100 Einw.). 2. Martha, Wartha (Städtchen im Rgbz. Breslau, Kreis Frankenberg, an der Neiße). 3. Maïs, Siam. 4. Triest. 5. Meissen, Meißner (isolirter basalt. Tafelberg zwischen Werra und Fulda, im Kreise Eschwege des preuß. Rgbz. Kassel; höhlenreich; 2303 F. hoch).

### Auflösung des Räthfels in Nr. 5: Die Schule.

### Auflösung der Scherz-Aufgabe in Nr. 6:







Fürbitte. (Siehe Seite 102.)

Redaktion und Verlag: G. Schwetschke, Sep.-Cto., in Halle. Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei in Halle.  
Preis vierteljährlich 2 Mark. Die Bände I-XII der „Illustrierten Zeitung für kleine Leute“ sind zum Preise von 4 Mark pro Band in allen Buchhandlungen zu haben.

Ayuntamiento de Madrid